

HYBRID VERLAG

Leseprobe

10/2021

Die letzte Melderin – III. Die Botin

© by Michael G. Spitzer

© by Hybrid Verlag, Westring 1, 66424 Homburg

Umschlaggestaltung: © 2020 by Katharina Netolitzky

Lektorat: Sylvia Kaml, Paul Lung

Korrekturat: Petra Schütze

Buchsatz: Anna-Lena Diel

Autorenfoto: Mathias Blum

ISBN 978-3-96741-147-8

[www.hybridverlag.de](http://www.hybridverlag.de)

[www.hybridverlagshop.de](http://www.hybridverlagshop.de)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Printed in Germany

Michael G. Spitzer

# **Die letzte Melderin**

-

## **III. Die Botin**

Dystopie

# 1.

Mein Gesicht wird heiß.

Das Kraftfeld ist von seiner Innenseite aus zwar undurchdringlich, doch auch in nächster Nähe nicht spürbar. Außen hingegen strahlt es eine enorme Hitze ab und ich muss mich schnell von ihm entfernen, damit meine Haare nicht versengen und meine Haut nicht verbrennt. Mit Händen und Füßen stoße ich mich von dem Abhang ab und lande im Sand des schmalen Strand.

Verzweifelt springe ich zurück auf meine auf die Beine und schaue auf das Kraftfeld, dessen milchiges Weiß den Blick zu meinem Verbundenen verhindert. Mein Hals schnürt sich zu und ein Brennen steigt in meinen Augen auf.

Cassandra ist mittlerweile ebenfalls aufgestanden. Sie hält sich den Arm, dessen Wunde aufgrund unseres Sturzes erneut zu bluten begonnen hat. Der Ärmel ihrer Jacke färbt sich langsam in ein dunkles Rotschwarz.

Ich atme tief durch und schlucke den Kloß schmerzhaft herunter. »Zieh die Jacke aus. Ich will mir das mal ansehen.«

Cassandra folgt meiner Aufforderung und ich begutachte ihren Arm. Der feste Verband hat sich gelöst und ist verrutscht. Ich nehme ihn ganz ab und bemerke, dass er voller Sand ist.

»Das wird gleich weh tun«, eröffne ich ihr und gehe den Stoff im Meerwasser waschen. Als ich zurückkomme, nickt mir Cassandra zu.

»Das Wasser enthält Jod. Es wird sicher helfen, die

Wunde zu schließen.« Dem Tonfall nach hofft sie das mehr, als dass sie es weiß, und lächelt mir gekünstelt zu. Ich lege den Verband zurück auf die Wunde und ziehe ihn stramm, aber nicht zu fest, wieder an. Cassandra verzieht das Gesicht, sagt jedoch keinen Ton. Als sie sich die Jacke wieder anzieht, bemerke ich, dass mir kalt wird, denn ich selbst habe keine bei mir. Wir setzen uns vor das Kraftfeld, welches uns von hinten wärmt.

Gedankenversunken schweift der Blick meiner unfreiwilligen Begleiterin über das Meer.

»Wir haben fast alles Wasser der Welt vor uns und werden doch verdursten.«

Bei dieser Ironie überkommt mich ein Grinsen und ich sehe sie an. »Na ja, wir können auch erfrieren, wenn dir das lieber ist.«

Wir beide lachen freudlos auf. Nach diesem kurzen Augenblick der scheinbaren Erleichterung wird mir die Situation bewusst, in der wir uns befinden. Ich starre auf den Sand vor mir und muss an die vergangenen Minuten denken. Micks fast hassverzerrtes Gesicht erscheint wieder vor meinen Augen. Seine Waffe ist auf mich gerichtet und erneut frage ich mich, was ihn so verändert hat. Tief durchatmend blicke ich mich um. Von dem großen Europa ist für Cassandra und mich ein vielleicht dreißig Meter breiter und fünfzehn Meter tiefer Sandstreifen geblieben. Der übrige Teil liegt hinter dem undurchdringlichen Kraftfeld, während das große Meer vor uns den Weg zum Rest der Welt versperrt. Ein einzelner Stein liegt direkt vor meinen Füßen. Eher unbewusst nehme ich ihn auf und begutachte ihn in

meiner Hand. »Hast du mitbekommen, was da oben geschehen ist?«, frage ich, ohne meinen Blick von dem Kiesel zu wenden.

»Nein. Ich konnte mich zunächst nicht bewegen. Als ich die beiden Schüsse hörte und nach oben sah, baute sich das Kraftfeld auch schon wieder auf.«

Schweigen erfüllt unser Dasein und das Einzige, was ich hören kann, ist das Brechen der kleinen Wellen am Strand und das leise, fast unhörbare Knistern des Kraftfeldes, das mir vorher weder in der Siedlung noch vor diesem aufgefallen ist, als ich neben meinem Verbundenen direkt vor ihm stand.

Jonas!

Was ist da oben geschehen? Der Stoß, den ich gespürt habe, der mich hier herunter und damit in sowas wie Sicherheit gebracht hat, kam von ihm. Was danach geschah, will ich eigentlich gar nicht wissen, aber ich befürchte, dass ich die Antwort auf diese Frage doch schon kenne.

Ich werfe den Stein wieder vor meine Füße und nehme die Kette ab. In meinen Händen halte ich in Form des silbernen Herzens die Erinnerungen an die beiden Menschen, die mein Leben das letzte Jahr so einschneidend geprägt haben. Ich muss den Inhalt nicht lesen, um mich an Gregors Forderung zu erinnern, meine Stärke zu finden und unbekümmert zu bleiben. Gerade in Letzterem versage ich völlig. Es geht mir mehr um das Herz, Jonas' Herz, das meine letzte Verbindung zu meinem Verlobten darstellt. Zu dem Mann, der mich nie allein gelassen, der mich aufgefangen hat und der zum Schluss

fast an meiner Aufgabe als Melderin zerbrochen wäre. Ich wünschte, ich könne es schlagen hören, aber es bleibt stumm und kalt in meiner Hand.

»Was ist das für ein Schlüssel?«, fragt Cassandra leise. Ich sehe mir den Metallstift mit seinen Gravuren an, den Jessica mir bei unserem letzten Zusammentreffen überlassen hat. Er baumelt am anderen Ende der Kette und erinnert mich lautlos an all die Morde, die Sami Virtanen begangen hat. Nicht zuletzt an den an ihr selbst. Anstatt Wut empfinde ich nur noch Resignation und Leere. Mein Weg, den ich gehen wollte, den ausgerechnet der Mann unterstützt hat, der an allem mit die meiste Schuld trägt, ist zu Ende. Von seiner Mutter habe ich den Schlüssel. Er zeigte mir eine Möglichkeit des weiteren Handelns auf, doch diese Tür wurde vor meinen Augen zugeschlagen. Schlüssel und Tür gehören nicht zusammen, aber sie sind ein Ausdruck für eine Familie, die Fehler gemacht hat und sie korrigieren wollte. Meine Aufgabe war es, ihnen dabei zu helfen.

»Er sollte eine Tür öffnen, hinter der wir in eine bessere Zukunft gelangen.« Meine Stimme klingt tonlos und matt. Eigentlich weiß ich selbst nicht, was ich mit diesem Schlüssel anfangen wollte und was sich Jessica gedacht hat, als sie ihn mir überließ. Doch ich bin mir sicher, dass ich ihn behalten werde. Er wäre jetzt Samis Schlüssel und irgendwie beruhigt mich der Gedanke, ich hätte die Möglichkeit, in sein Leben zu platzen, wenn ich zurückkehren könnte.

Cassandra scheint sich mit dieser Antwort zufrieden zu geben, denn sie sieht mich nur kurz an, um danach

wieder das Meer zu betrachten.

\*

Eine Nacht am Strand habe ich mir nach den Filmen in der Siedlung anders vorgestellt, aber zumindest strahlt das Kraftfeld genügend Wärme ab, dass ich nicht frieren muss. Trotzdem ist mir kalt. Es ist eine Kälte, die aus meiner Brust heraus in alle Regionen meines Körpers strahlt und nicht zurückgedrängt werden kann. Zumindest von keinem, den ich noch kenne.

Ich habe Hunger und Durst. Cassandras Befürchtung, trotz des Meeres an Flüssigkeitsmangel zu sterben, wird mir mit jeder Minute bewusster. Eine leichte Übelkeit überkommt mich und macht mich damit noch deutlicher auf den leeren Magen aufmerksam.

Meine Muskeln schmerzen und ich stehe auf, um wenigstens etwas Bewegung zu haben. Groß ist unser Handlungsraum nicht gerade, aber er reicht aus, nicht nur sitzen zu müssen und wenigstens etwas für die steifen Gelenke zu tun. Der Stein im Sand gerät wieder in mein Blickfeld. Er ist allein, so wie wir abgeschnitten von allem auf diesem winzigen Stück Europas sind, das nicht von den Ereignissen der Insel erreicht werden kann.

Mit dem Gedanken spielend, dass wenigstens einer von uns Dreien zurück zu seinen Gefährten kann, lache ich freudlos auf. Ich nehme den Kiesel fest in meine Hand und hole aus, um ihn ins Meer, vielleicht in Gesellschaft seinesgleichen zu werfen, als mir plötzlich ein

Segelboot auffällt, das höchstens eine halbe Meile von uns entfernt ist. Es scheint auf uns zuzukommen, und ich suche nach jemandem, der darauf sitzt und sich bemerkbar macht. Nichts.

Cassandra steht plötzlich links neben mir. »Unsere Rettung?«

»Keine Ahnung, ich sehe da niemanden.« Direkt rechne ich meine Chancen aus, dorthin schwimmen und auf das Boot gelangen zu können. Wir sehen eine Weile zu dem kleinen Kahn, der tatsächlich langsam näher kommt. In der Siedlung hatten wir die Möglichkeit, die Fortbewegung im Wasser zu lernen und zu trainieren. Jetzt bereue ich, dass ich mich zwar über Wasser halten und wenigstens etwas, wenn auch unbeholfen schwimmen kann, aber nie die Möglichkeiten eines Trainings in dem Element genutzt habe. Mit jedem Meter steigen meine Chancen, es trotz des kalten Wassers bis dorthin zu schaffen. Jedoch müsste das Boot noch deutlich näher kommen und ich meine Kleidung ablegen, um nicht zu sehr von der Strömung weggezerrt zu werden.

»Da ist doch jemand drauf.« Cassandra zeigt zum Boot.

Mit zusammengekniffenen Augen sehe ich hin und erkenne, was sie meint: Jemand schaut über den Rand und sieht sich um. Die Person steht auf.

Als der Mann, soviel kann ich erkennen, uns bemerkt, bleibt er wie erstarrt stehen. Auch ich bin nicht in der Lage, mich zu bewegen, und da Cassandra ebenfalls keine Rührung zeigt, glaube ich, dass es ihr genauso geht. Der Mann setzt sich an das Ende des vielleicht



zehn Meter langen Bootes, richtet die Segel aus und der Kutter nimmt an Fahrt zu uns auf. Weiterhin zu keiner Bewegung fähig, blicke ich gebannt auf das komplett aus Holz bestehende Gefährt. Offenbar ist der Mann darauf das einzige Besatzungsmitglied, denn trotz seiner Reaktion auf uns spricht er mit niemand Weiterem. Er sitzt nahezu regungslos an der Reling, den Blick auf uns gerichtet.

Mit einem seichten Knirschen setzt der Kutter ungefähr drei Meter vor uns auf dem Sand im Meer auf. Der Mann steht auf, kommt langsam die Reling entlang auf uns zu und sieht uns an.

»Sie können unsere Sprache?«, frage ich ihn. Ich hoffe, er versteht mich und wir überzeugen ihn, uns hier wegzubringen.

»Selbstverständlich.« Er verdreht die Augen. »Wir leben hier auf den britischen Inseln.«

Die britischen Inseln. Wieder eine Bezeichnung, die ich nicht kenne, aber ich kann nicht irgendwelche Fragen stellen, die zumindest jetzt ohne Belang sind.

»Würden Sie uns helfen? Wir müssen hier weg.«

Der Mann sieht mich und Cassandra abwechselnd an. Seine Augen werden schmal und er wirkt abweisend, als er Cassandra genauer betrachtet.

Ich drehe mich zu ihr um und bemerke den Grund.

»Gib mir deine Pistole.«

Mit verwirrtem Blick greift Cassandra an ihr Holster, zieht zögernd die Waffe heraus und überreicht sie mir langsam.

Der Mann spannt seinen Körper an und sein Blick

verrät einen Anflug von Angst. Ich bin nicht sicher, ob ich ihm vertrauen kann, aber mir ist klar, dass er wahrscheinlich unsere einzige Chance ist, hier herunterzukommen. Mit meiner Hand am Lauf der Pistole reiche ich sie ihm mit auf ihn gerichtetem Griffstück. Stirnrunzelnd nimmt er sie behutsam an sich und sieht mich anscheinend verwirrt an.

Ich erwidere seinen Blick entschlossen. »Wir werden Ihnen nichts tun. Sie sind unsere einzige Hoffnung.«

Aufmerksam begutachtet er die Pistole, bevor der Mann zurück zu mir schaut. Er scheint sich nicht sicher zu sein, ob ich es ehrlich meine und sieht zurück auf die Pistole. Seine Stirn runzelt sich erneut.

»Kommen Sie.« Mit einer Handbewegung winkt er uns heran und wirft anschließend die Pistole ins Wasser. Er steigt aus dem Boot und wir schieben es zu dritt zurück ins Meer.

Nachdem wir eingestiegen sind, setzt sich der Mann auf die Reling und bedient das Ruder. Cassandra und ich nehmen ihm schräg gegenüber Platz und ich sehe dem Mann in sein Gesicht. Er dürfte ungefähr so alt sein wie mein Großvater. Seine Haare sind noch nicht mit so vielen weißen Strähnen durchzogen, aber sein Bart zeigt nur noch wenig von seiner ursprünglichen Farbe. Die dunklen Augen erinnern mich an das tiefe Braun, das ich an Jonas so liebe.

»Ich bin Danielle Berg und das ist Cassandra Biel.«

»Jeremy Whitmark«, antwortet er knapp.

Jetzt nur das Gespräch nicht abflachen lassen. »Vielen Dank, dass Sie uns mitnehmen.« Ich will nicht wieder

diese Stille einkehren lassen, die zu viel Raum für die falschen Gedanken lässt.

Er sieht mich aus schmalen Augen heraus an. »Sie hätten sich das Boot auch einfach nehmen können.«

Leise lache ich auf. »Und sie hätten einfach von uns wegsegeln können.«

Mr. Whitmark senkt leicht seinen Kopf und blickt auf den Boden des Bootes. Nach einigen Augenblicken fängt er an zu nicken und sieht wieder zu mir hoch. »Was haben sie dort gemacht? Ist nicht gerade der Ort, an dem man seine Freizeit verbringen möchte.«

Cassandra atmet lautstark ein. »Europa hat uns fallen gelassen und ausgespuckt.« Eine Metapher, die treffender kaum sein könnte.

Whitmark stößt ein kurzes Grunzen heraus. »Tz, Europa.« Er sieht uns zunächst verächtlich, kurz darauf aber doch neugierig an. »Und? Was haben Sie nun vor?«

Mein Blick heftet sich an einen Eimer mit Wasser. »Überleben wäre ein guter Anfang.« Die leichte Übelkeit in mir macht sich wieder bemerkbar und ich kann ein kleines Aufstoßen nicht verhindern.

Er folgt meinem Blick. »Das sollten Sie nicht trinken. Warten Sie, ich hole was.« Whitmark steht auf, holt zwei Metallflaschen aus der kleinen Kabine des Bootes und reicht sie uns. Dankbar nehmen wir das kostbare Nass an. Ich trinke in kleinen Schlucken, um es mir etwas einzuteilen.

»Vielen Dank! Sie retten uns das Leben.«

»So macht man das in Europa mittlerweile.«

Hat er Europa gesagt? Wir sind Europa! Oder das, was davon übrig ist. Bezeichnet sich der Rest des Kontinents auch so? Sie hätten ja recht, rein geografisch gesehen, aber als Land doch eher nicht. Ich bin verwirrt, aber da ich es mir mit unserem Retter nicht verscherzen will, schweige ich lieber, als dass ich meine Fragen ungefiltert herauswerfe.

## 2.

Nach einer nicht allzu langen Fahrt des Schweigens kann ich in der diesigen Luft Land entdecken. Ich hoffe, dass es sich um die größere Insel handelt, die ich im Kontrollraum kurz als solche erkennen konnte.

»Wie heißt dieses Land?«, will ich von Whitmark wissen.

»Die Insel heißt Britannien, das Land hieß mal Schottland.« Er runzelt die Stirn, was dem Gesicht des Mannes einen fragenden Ausdruck verleiht.

»Britannien? Ist das die große Insel neben unserer, oder eine der Kleineren?«

Whitmark richtet sich auf und wirft seine Hände förmlich in die Luft. »Herrje, wisst Ihr denn gar nichts von eurer Außenwelt?«

Ich werde sauer auf ihn, aber auch ein wenig auf mich selbst. Wie kann er mir das vorwerfen? Andererseits: Woher soll er das wissen? Er hat wahrscheinlich genauso viel Informationen über uns, wie wir über den Rest des Kontinents.

Ich habe keine Lust, mich zu rechtfertigen und will ihn auch nicht dazu auffordern, also belasse ich es bei einem beleidigten Schweigen. Tief durchatmend blicke ich auf Britannien. Das Stück, auf welches wir zufahren, besteht aus einem schmalen Strand aus Kies oder Sand, welcher schnell in eine Graslandschaft übergeht. Nach vielleicht dreihundert Metern beginnt ein ausgedehntes Waldstück, dessen Ende ich nicht abschätzen kann.

Mr. Whitmark steuert das Boot so, dass es an einem

kleinen Steg anhält. Er hält uns an einem Holzpfeiler fest und deutet mit einem Nicken auf ein Seil, das ich daran festmachen soll. Anschließend nimmt er einen großen Korb, der anscheinend recht schwer ist. Ich schaue zu Cassandra, die mit hochgezogenen Brauen fragend zu mir blickt. Nicht sicher, was wir tun sollen, folge ich ihm weg vom Meer in Richtung Landesinnere. Nach nur ein paar dutzend Metern gerät er außer Atem und ich greife an den Korb, um ihm beim Tragen zu helfen.

»Ich brauche Ihre Hilfe nicht.«

Es reicht! Ich kann nachvollziehen, dass er einen Argwohn auf die Einwohner Europas hegt. Und doch fühle ich mich zu Unrecht so behandelt. Ich kann für nichts dafür, was vor so vielen Jahren geschehen ist und dass wir so lange Jahre isoliert gelebt haben.

Mit verschränkten Armen stelle ich mich ihm in den Weg. »Mister Whitmark, was habe ich Ihnen getan, dass Sie mich so behandeln? Vielleicht bin ich in Ihren Augen nur ein kleines Dummerchen, das seine Umwelt nicht kennt, aber das ist noch lange kein Grund, derart mies mit mir umzugehen.« Ich bin sicher, dass der in mir aufkommende Zorn in meiner Stimme hörbar ist, doch das ist mir egal.

Mit leicht zusammengekniffenen Lidern blickt Whitmark in meine Augen. Er wirkt weniger verärgert, als tatsächlich etwas nachdenklich. Ohne ein Wort zu sagen stellt er den Korb auf den Boden und greift nach einem der Griffe. Ich nehme den Zweiten und wir tragen das Behältnis gemeinsam.

Cassandra geht neben mir und sieht mich

stirnrunzelnd an. Ich erwidere ihren Blick, immer noch mit Wut im Bauch, und sie scheint zu verstehen, dass ich mich nicht entschuldigen werde. Zumindest deute ich ihr gepresstes, fast unmerkliches Nicken so. Whitmark hat wahrscheinlich unser Leben gerettet, aber das gibt ihm nicht das Recht, so mit uns umzugehen!

»Was ist eigentlich in dem Korb?«, frage ich, um irgendwie wieder ein Gespräch in Gang zu bekommen.

»Fische. Einer der wenigen Vorteile eurer Existenz: Das Kraftfeld hält das Wasser warm.« Er schnauft kurz durch und blickt stur nach vorn.

Ich ignoriere seine Missachtung, denn ich bin froh, dass er überhaupt antwortet. »Waren Sie deshalb dort? Weil es dort viele davon gibt?«

Mit einem leisem, aber immer noch abweisenden »Mhm« bestätigt er meine Vermutung.

Erneut schweigend gehen wir an einem kleinen Waldstück vorbei. Als wir den Rand erreichen, erkenne ich eine Siedlung aus etlichen kleinen Holzhäusern. Whitmark führt uns genau dort hin. Ich werde etwas nervös, denn ich habe keine Ahnung, was uns hier erwartet.

Wir sind vielleicht noch hundert Meter von der Siedlung entfernt, als ich mit schnellem Puls in meinen Adern erkenne, dass sich recht viele Menschen neben dem ersten Haus vor uns sammeln. Sie haben offensichtlich auf den Mann neben mir gewartet. Die Menschen hier erscheinen alle jünger als Whitmark. Keiner dürfte älter sein als fünfzig Jahre, wenn ich meiner Einschätzung für sowas trauen kann. Einige von ihnen sehen Whitmark mit hochgezogenen Brauen fragend an.

Die meisten aber schauen aus schmalen Lidern heraus skeptisch auf Cassandra und mich. Im Näherkommen erkenne ich, dass sich manche von ihnen, auch Kinder, auf Stöcken abstützen, um stehen zu können. Andere haben recht kurze Arme, so dass es den Anschein macht, als wären ihre Unterarme direkt aus der Schulter gewachsen. Befremdet von diesem Anblick sehe ich mit gerunzelter Stirn zu Cassandra und sie blickt mit gleicher Miene zu mir.

»Was ist mit ihnen?«, frage ich sie flüsternd und Cassandra zuckt nur mit den Schultern.

»Das, Miss Berg, ist das, was wir als Erinnerung an das Land haben, das Sie Europa nennen«, antwortet Whitmark und wendet seinen Blick in meine Richtung. Seine Lider sind fast zu Schlitzeln zusammengezogen. Ich kann kalten Zorn in seinen Augen erkennen und fühle mich für etwas schuldig, was ich nicht begreife.

Wir betreten das Gelände dieser Siedlung und die Menschen bilden eine Gasse, um uns durchzulassen. Ich kann meinen Blick nicht von den Kindern wenden, die so anders aussehen, als ich sie aus Europa, vor allem unserer Siedlung in Erinnerung habe. Sie schauen mich neugierig an. In ihren Augen spiegelt sich keine Angst oder Argwohn, sondern eine Wärme und Neugier, die ich aufgrund ihres körperlichen Zustandes in dieser Form nicht erwartet hätte. Die meisten lächeln Cassandra und mir leicht zu und fassen uns vorsichtig an Arme und Hände. Ich bin nicht in der Lage, mich zurückzuhalten und knie mich herunter zu ihnen. Die Erwachsenen um mich herum sehen mit schmalen Augen warnend zu mir



und zeigen mir damit, dass ich es nicht übertreiben und keine Anstalten machen soll, ihre Kinder auch zu berühren.

Ein kleiner Junge, bestimmt nicht älter als fünf Jahre, kommt auf mich zu und sieht mit seinen großen braunen Augen direkt in meine. »Bist du aus der großen Stadt?«, fragt er frei heraus und strahlt mich regelrecht an.

Nicht sicher, was ich antworten soll, blicke ich zu Whitmark hoch.

Er lächelt mild zu dem Jungen und zum ersten Mal kann ich etwas Anderes als Verachtung und Zorn in seinen Augen erkennen: Ich sehe Zuneigung und Liebe zu diesem Kind. Er streichelt dem Kleinen über sein schwarzes, lockiges Haar.

»Nein Ian, sie kommen von einem Ort, den wir in unsere Wünsche nicht einschließen.« Seine Stimme ist sanft und sofort muss ich an meinen Vater denken.

Ian scheint verwirrt. Sein fragender Blick wandelt sich nach einigen Sekunden jedoch zurück in das Strahlen von vorhin. »Ist nicht schlimm, ich mag sie trotzdem.« Er zuckt zur Unterstützung seiner Aussage die Schultern und nimmt mich in den Arm. Ich beschließe, die warnenden Blicke der Erwachsenen zu ignorieren und teile diese Geste.

\*

Cassandra hat sich mittlerweile von uns abgesetzt und sieht sich genauer im Dorf um. Einige der Bewohner

folgen ihr und scheinen ihr Fragen zu beantworten. Ich kann sehen, wie sie immer wieder mit ihr sprechen und Cassandra zwischendurch nickt. Ich selbst werde von Ian zu dem Haus geführt, in dem er mit seinem Vater und seinen beiden Schwestern lebt.

Mr. Whitmark folgt mir und lässt mich nicht aus den Augen. Die Tatsache, dass er bei mir bleibt und die räumliche Trennung von Cassandra und mir nicht verhindert hat, lässt mich vermuten, dass er mich, und nicht die über zehn Jahre ältere Frau an meiner Seite, als Anführerin ansieht. Obwohl mir diese Rolle ein gewisses Unbehagen bereitet, nehme ich sie an. Eigentlich wollte ich allein oder mit Jonas hierherkommen. Nun bin ich in Begleitung der Sprecherin meiner Siedlung hier. Wie auch immer: Eigentlich ist das alles hier meine Aufgabe und Whitmark scheint dies zumindest zu ahnen.

Ich sehe mich in dem Haus um. Keine Lampe, kein Bildschirm und auch keine Kochstelle, die mit Elektrizität betrieben wird. Überhaupt kann ich nichts entdecken, das mich an irgendeine Form unserer Technologie erinnert.

Mr. Whitmark scheint die Frage danach in meinem Gesicht ablesen zu können. »Wir haben uns entschieden, keine Technologie zu nutzen. Alles, worauf unsere Gemeinschaft beruht, haben wir mit eigener Hand erschaffen.« Seine Stimme ist nicht mehr so abweisend. Sie hat mehr den Ausdruck von Stolz, den ich auch in seiner aufrechten Körperhaltung erkenne.

»Sie hätten aber die Möglichkeit?« Ich hoffe, dass ich

nicht in ein zwar freies, anscheinend friedliches Land gekommen bin, das uns jedoch nicht in geringster Form helfen kann.

»Ja. Aber wofür? Die Technologien der vergangenen Jahrhunderte haben zu dem geführt, was hier die große Zerstörung genannt wird. Es wurden fürchterliche Waffen hergestellt, Chemikalien, die unseren Lebensraum zerstörten und Stoffe, die sowas zu verantworten haben.« Mit einer Hand deutet er auf ein Kleinkind, das in einem Bettchen im Nebenraum schläft. Die Art, wie die Decke auf ihr geformt ist, lässt mich ahnen, dass die Kleine keine Beine besitzt.

»Jedes vierte Kind wird hier mit irgendeiner Missbildung geboren und kaum jemand wird älter als fünfundfünfzig Jahre.« Whitmarks Blick senkt sich und scheint ins Leere zu starren. »Die meisten sterben an schlimmen Krankheiten, bevor sie dieses Alter erreichen. Ich bin siebenundfünfzig und damit der Älteste hier, wodurch alle hier auf meinen Rat hören.«

»Sie sind also sowas wie der Sprecher dieser Gemeinschaft?«

Er nickt.

Ich will gerade wieder aus dem Haus gehen und mich wie Cassandra weiter in dieser Siedlung umschaun, als mich Ian an die Hand nimmt. »Bleibst du bei uns?«

Whitmark zieht eine Braue hoch. »Ian: Miss Berg kann nicht bei uns bleiben, sie muss weiter zu der großen Stadt, wenn ich mich nicht irre.« Unser Retter spricht die Worte zwar zu dem Jungen, doch sein durchdringender Blick weicht nicht von mir.

Enttäuscht sieht der Kleine zu Boden und es zerreißt mich innerlich, als ich eine Träne seine Wange herunterlaufen sehe. Er zieht die Nase hoch. »Jeden Abend, wenn wir unsere Wünsche aussprechen, wünsche ich mir danach leise, eine neue Mami würde zu uns kommen.« Ian schaut hoch und seine nassen Augen sehen direkt in meine.

Alle Vorsicht, alle Zurückhaltung verlierend, knie ich mich erneut zu ihm herunter und nehme ihn in den Arm, während sich auch bei mir Tränen in den Augen sammeln.

»Er hat recht: Ich muss weiter. Ich werde wohl nicht deine neue Mami, aber wenn ich darf, dann komme ich wieder. Versprochen.« Mein Flüstern müsste laut genug sein, dass es Mr. Whitmark ebenso mitbekommt.

Ian sieht zu ihm hoch. »Darf sie?«

Whitmarks mildes Lächeln zu dem Kind verhärtet sich kein bisschen. »Wenn Miss Berg wiederkommen will, ist sie willkommen.«

Dankbar sehe ich in die Augen des Mannes. Er erwidert den Blick weiterhin mild. Irgendwas hat ihn bewogen, mich zumindest nicht mehr als so etwas wie einen Feind anzusehen. Er macht eine Kopfbewegung Richtung Tür und bittet mich somit wortlos nach draußen. Wir gehen auf Cassandra und ihre Begleiter zu und er winkt sie zu sich. Zusammen mit Whitmark und drei weiteren Bewohnern betreten wir das Haus, das als nächstes zu dem Dorfplatz mittig der Siedlung steht.

»Sie sind verletzt. Wir versorgen erstmal ihre Wunde«, sagt Mr. Whitmark zu Cassandra und holt

frisches Verbandsmaterial aus einem Schränkchen. Er deutet meiner Begleiterin, ihre Jacke auszuziehen und begutachtet die Verletzung.

»Hmm, Meerwasser. Stoppt die Blutung, hinterlässt aber hässliche Narben.« Er spricht eher zu sich selbst und beginnt, die Wunde mit einem sauberen Tuch und Wasser zu reinigen. Anschließend trägt er eine bräunliche Paste auf und legt einen neuen, frischen Verband an. Danach sieht er zu mir und bemerkt wohl, dass ich die ganze Zeit schon auf den Topf in der Küche starre, den ich durch die offene Tür sehen kann. Wortlos füllt er zwei große Schüsseln mit einem Eintopf und reicht sie uns. Noch während ich die ersten Löffel zu mir nehme, kommen die Fragen über dies alles hier in meinen Kopf. Ich kann nicht anders, als meine Schüssel wegzustellen und meiner Neugier freien Lauf zu lassen.

»Warum sind Sie auf einmal so nett zu mir?« Mir ist klar, dass ich mich mit dieser Frage auf einem schmalen Pfad befinde.

Mr. Whitmark sieht auf. Sein Blick wirkt durch die leicht heruntergezogenen Brauen nachdenklich. »Als Sie mit Ian gesprochen haben, wie Sie ihn umarmten und anlächelten, erinnerten Sie nicht nur ihn an seine Mutter. Sie sind ihr in allem sehr ähnlich und ich kann seine Trauer nachvollziehen.«

Cassandra legt, scheinbar verwundert, die Stirn in Falten. »Sowas reicht schon, um seine Meinung zu ändern?« In dieser Deutlichkeit hätte ich keine Frage von ihr erwartet. Mein Puls schießt nach oben. Sie ist eigentlich die Diplomatin und ich diejenige, die ihren Mund

nicht unter Kontrolle hat. Hoffentlich zerstört sie nicht, was ich unbewusst aufgebaut habe.

Whitmark sieht sie nur aus gesenktem Haupt heraus an. »Mrs. Biel. Im Gegensatz zu Ihnen hat Miss Berg mir als Zeichen des Friedens die Waffe überreicht, die Sie nicht bereit waren abzugeben.«

Cassandra presst die Lippen zusammen und isst weiter ihre Suppe.

»Was ist mit Ians Mutter geschehen?«, versuche ich schnell, das Thema zu wechseln.

Er sieht mich nachdenklich, fast traurig an und atmet tief ein. »Sie haben die kleine Susan gesehen? Das Mädchen ohne Beine?« Ich nicke und ahne, was jetzt kommt, kann aber Whitmark nicht unterbrechen. Das steht mir nicht zu und jetzt, wo er Vertrauen zu mir fasst, sollte ich sowieso besser schweigen. »Sie lag bei der Geburt falsch herum und konnte nicht auf natürlichem Weg geboren werden. Wir haben noch versucht, eine Notoperation durchzuführen, aber dafür fehlen uns die medizinischen Mittel.«

Meine Begleiterin legt ihren Löffel beiseite und lehnt sich zurück. »Das ist der Nachteil, wenn man jeden Fortschritt ablehnt. Bei uns werden solche Operationen als reine Routine durchgeführt.«

»Cassandra!«, platzt es förmlich aus mir heraus. Ich kann nicht glauben, dass sie ihn so reizt. Was ist mit ihr los?

Ich stehe laut durchatmend auf und blicke nacheinander zu den anwesenden Bewohnern dieses Dorfes.

»Würden Sie uns kurz entschuldigen?« Mein Blick

gleitet zu Cassandra und ich deute ihr mit einer Kopfbewegung, dass sie mir nach draußen folgen soll. Sie erhebt sich schweigend, begibt sich mit mir zusammen vor das Haus und zieht die Tür hinter sich zu.

»Was soll das? Was machst du da?«, herrsche ich sie regelrecht an und sehe wütend zu ihr. Wir stehen praktisch mitten auf dem Dorfplatz, doch niemand nimmt Notiz von uns.

Die Sprecherin von Siedlung 6 kommt einen Schritt auf mich zu. »Danielle, mir ist bewusst, dass dich das verwirrt, aber glaube mir: Ich weiß, was ich tue.«

»Ach ja? Ich versuche, Mister Whitmark auf unsere Seite zu bekommen und du schießt quer.«

»Genau deswegen! Normalerweise sind das Fragen und Aussprüche, die aus dir ungefiltert herausprudeln. Whitmark hat dich als Sprecherin von uns beiden akzeptiert. Ich Sorge dafür, dass es so bleibt.«

Mein Mund öffnet sich, doch ich bekomme keinen weiteren Ton heraus. Es stimmt. Alles, was sie von sich gibt, wäre eigentlich von mir gesagt worden, wenn mir Cassandra nicht zuvorgekommen wäre. Wenn ich das richtig verstehe, prescht sie vor, damit ich weiter das Vertrauen von Mr. Whitmark genießen und vielleicht noch mehr Hilfe erwarten kann. Dennoch geht auch sie einen schmalen Pfad entlang. Sollte ich selbst erneut impulsiv handeln, haben wir ein Problem. Cassandra zwingt mich, diplomatischer zu sein, indem sie meine Rolle einnimmt. Hoffentlich erkennt sie auch, wann es Zeit ist, sich zurückzuhalten, denn mir fällt sowas oft schwer.

»Lass uns wieder reingehen, Danielle. Mr. Whitmark sollte nicht so lange warten. Er weiß jetzt, dass du tatsächlich diejenige bist, die von uns beiden das Sagen hat.«

Ich habe Cassandra vor seinen Augen zurechtgewiesen und aus dem Haus geholt. Sie ist still gefolgt. So läuft das zwischen Sprecher und Mitarbeiter eben. Aber hat sie soeben tatsächlich gesagt? Cassandra überlässt mir die Führung? Verwirrt drehe ich mich zur Tür und öffne sie. Mr. Whitmark isst ohne Regung seinen Eintopf weiter, beachtet unseren Eintritt gar nicht. Kurz atme ich durch und beuge mich zusammen mit meiner Begleiterin zum Tisch.

»Entschuldigen Sie bitte, Mr. Whitmark. Wir sind beide müde und angespannt.« Beim Hinsetzen beobachte ich seine Regung. Sie bleibt neutral. »Wenn Sie uns erlauben würden, hier eine Nacht zu bleiben, wären wir Ihnen dankbar.« Automatisch nehme ich meine Schüssel mit Eintopf und esse weiter. Die Suppe ist ziemlich heruntergekühlt, aber dieser Umstand ist mir egal.

Whitmark hebt den Kopf und schaut zu mir. »Natürlich.« Er nickt in Richtung einer der Türen schräg hinter mir. »Sie können in dem Zimmer dort schlafen. Ist etwas eng zu zweit, aber es dürfte für eine Nacht reichen.«

Den Blick in seinen Augen kann ich nicht einordnen. Will er mir etwas sagen, oder versucht er, mich zu lesen?

»Ist schon okay. Es wird sicher genügen«, antwortet Cassandra in kleinlautem Ton. Sie ist großartig und spielt die Eingeschüchterte, die ihre Standpauke



verstanden hat, so gut, dass ich selbst darauf reinfallen würde, wüsste ich es nicht besser.

### 3.

Ich wache neben Cassandra auf. Das Bett, in dem wir geschlafen haben, reicht eigentlich nur für eine Person, aber wir sind froh, die Nacht überhaupt irgendwo geschützt verbringen zu können. Die Sonne geht gerade auf. Gestern war es noch leicht diesig, heute steht unser Stern heller leuchtend am morgendlichen Himmel, als ich es von irgendwann bei uns in Erinnerung habe.

Ich gehe aus dem Haus und sehe mich in dem Dorf um. Es ist friedlich und ruhig und ich bin versucht, um einen längeren Aufenthalt zu bitten.

Mr. Whitmark kommt mir aus dem kleinen Waldstück entgegen, welches hinter dieser Siedlung liegt. Er trägt einen Korb mit allerlei Wurzeln und Knollen bei sich. Er kümmert sich wohl um alles hier. So erscheint es mir zumindest. Alle bestimmt dreihundert Bewohner wird er nicht allein versorgen können, aber er gibt sich alle Mühe, einen Großteil dessen zu leisten. Als er mich bemerkt, kann ich ein kleines Lächeln in seinem Gesicht erkennen.

»Guten Morgen, Miss Berg. Auch Frühaufsteher?«

Ich kann mir ebenfalls ein kleines Schmunzeln nicht verkneifen. »Ich bin es gewohnt, mit der Sonne aufzustehen.«

Whitmark geht zu einer Feuerstelle, die durch einen runden, nach oben spitz zulaufenden Holzbau umrandet ist und legt den Korb auf die Bank, die entlang der Innenwand verläuft.

Er setzt sich neben den Korb und deutet mir mittels

einer Handbewegung, an seiner Seite Platz zu nehmen. »Miss Berg. Ich kann sehen, dass Sie sich etwas erhoffen. Was machen sie hier? Ihr Aufenthalt außerhalb dieses unsäglichen Kraftfeldes mag Zufall sein, aber er erscheint mir nicht ungewollt.«

Mein Herz setzt einen Moment aus. »Wie kommen Sie darauf?« Er hat mich offenbar analysiert, denn nach nur wenigen Stunden weiß er zumindest ansatzweise, was ich will. Oder ahnt Whitmark einfach etwas und versucht mich zu durchschauen? Will er nur sichergehen?

Er stützt seine Hände auf die Knie. »Miss Berg, das ist der Vorteil, wenn man den Technologien absagt: Man sieht sich die Menschen genauer an, die einem gegenüberstehen. Und man lernt sie schneller kennen.« Den immer noch vorhandenen Ärger über Cassandras Seitenhieb bezüglich der Geburt der kleinen Susan kann ich deutlich heraushören.

Kurz blicke ich auf den Boden mit dem Gefühl im Bauch, ertappt worden zu sein. »Und bei mir ist das so einfach?« Ich muss an Jonas denken. Auch ihm fiel es immer leicht, sein Gegenüber, vor allem aber mich in jeder Situation lesen zu können. Er wusste nach nur wenigen Augenblicken oder Worten, wie sein Gegenüber tickt. Mr. Whitmark kann es offenbar ebenso, anscheinend sogar noch schneller als Jonas. Zumindest bei mir. Ich fühle mich wie ein offenes Buch, dessen Inhalt jedem entgegenfliegt, der seinen Blick darauf richtet.

Whitmark erhebt sich und reicht mir die Hand. Ich nehme sie an und stehe ebenfalls auf. Fast väterlich legt er seine Hände auf meine Schultern. »Miss Berg. Paula,

Ians Mutter, sah Ihnen nicht nur ähnlich, sie hatte auch die gleiche Art, mit allem umzugehen, wie Sie«, beginnt er eine Erklärung, die mich verwirrt. »Sie konnte genau wie Sie einem Kind vollstes Vertrauen abringen, indem sie einfach nur lächelte.« Ein gedankenversunkenes Lächeln umspielt kurz seine Lippen samt den Augen. »Sie sind jung, aber vielleicht wissen Sie, dass dies gerade bei Kindern nicht einfach ist. Die Kleinen spüren den Unterschied zwischen Ehrlichkeit und Spiel.«

Meine Wangen fangen an zu glühen und ich hoffe, er bemerkt es hier im Halbschatten nicht.

Whitmark schmunzelt. »Und genauso ging sie mit Komplimenten um, wie Sie jetzt.« Mit diesen Worten macht er meine Hoffnung zunichte und bringt mich dazu, jetzt aus Verlegenheit noch zu lächeln.

Ohne seinen Blick von meinen Augen zu wenden, atmet der Sprecher dieses Dorfes tief durch. »Ich sehe auch Paulas Streben nach Frieden in Ihnen. Ich bin sicher: Wenn sie eine Pistole gehabt hätte, wäre auch Paula auf die Idee gekommen, sie als Zeichen des Friedens abzugeben, anstatt sie zu benutzen, um das Boot gewaltsam zu erringen. Und doch brennt in Ihnen ein Feuer, das Sie selbst nicht ohne Hilfe unter Kontrolle halten können. Trotzdem finden Sie noch den richtigen Ton, um Ihrem Gegenüber zu zeigen, dass es auch die Möglichkeit hat, selbst einen anderen Weg zu gehen.« Er analysiert mich, wie ich es selbst nicht besser beschreiben könnte. Es stimmt alles, was er sagt. Selbst das mit dem Feuer muss ich zugeben, wenn ich ehrlich zu mir selbst bin. Ich würde es mit der Stärke

vergleichen, die Jonas in mir gesehen hat und die ich selbst als solche kaum anerkenne. Es mit einem Feuer zu vergleichen erscheint mir einfacher und vor allem logischer. Die Flamme lodert nur so lange, wie sie Brennstoff erhält. Die letzten Tage erhielt mein Feuer eine Menge davon, was dazu führte, dass ich bereit war, mein Leben für eine Warnung an die Menschen in Dublin zu tauschen. Mr. Whitmark hielt meine innere Flamme klein, indem er mich zwar übellaunig behandelte, aber nie wirklich reizte. Außer einmal: Als er mich abwies, ihm mit dem Korb zu helfen, da flackerte es etwas auf. Nur ein wenig, aber er konnte sehen, dass da was brennt. Trotzdem bin ich erschrocken über diese exakte Beschreibung meiner Person durch jemanden, der mich nicht kennt. Aber ich bin auch dankbar. Mr. Whitmark versteht mich offenbar, so wie ich bin. Nur eine Person hat es geschafft, mich immer so zu beschreiben, dass ich an mich selbst glauben konnte, oder zumindest mit mir einigermaßen zufrieden war. Und diese Person ist wahrscheinlich nicht mehr in der Lage, dies noch einmal zu tun.

»Und das alles können Sie in mir sehen?« Im gleichen Moment, in dem ich diese Frage stelle, bemerke ich, wie überflüssig sie ist.

»Ich habe es über viele Jahre gesehen. Paula war meine Tochter. Ian ist mein Enkel. Und es wäre mir eine Freude, wenn sie uns wieder besuchen würden, sobald Ihre Aufgabe beendet ist, Miss Berg.«

Ich kann nichts dagegen tun: Aus Dankbarkeit, aus Trauer um eine Frau, die ich nicht kannte und aus

Mitleid um einen Jungen und seinem Großvater treten Tränen in meine Augen. »Bitte: Nennen Sie mich Danielle.« Mehr als ein Fiepen bekomme ich nicht heraus. Der Kloß in meinem Hals wiegt zu schwer. Ich würde mich auch mit Dan begnügen, aber dieser Name wird durch jemanden benutzt, dessen Tod ganz oben, praktisch an erster Stelle meiner Liste mit Dingen steht, die ich nicht nur tun will, sondern auch tun muss. Bei einem Mann, der mir indirekt erklärt, dass er mich als Ersatz für seine Tochter sehen könnte, wäre mir Danielle lieber. Zum ersten Mal, seit ich denken kann!

Whitmark besteht darauf, dass ich ihn Jeremy nenne. Er wiederholt seine Frage nach meiner Aufgabe und ich erkläre ihm Samis Pläne, Mills gegenteiliges Vorhaben bis zur Pattsituation der Armeen und meinem Versuch, eventuell Hilfe zu holen.

Nachdenklich sieht er auf die Feuerstelle und richtet sich auf. »Es geht also wieder los.«

»Was meinst du?« Ich versuche vergeblich, seinen Blick zu erreichen. Plötzlich hebt er den Kopf und blickt mir in die Augen. Seine eigenen sind trüb, scheinen ihren eben noch vorhandenen Glanz verloren zu haben. Er sieht mich an, als ob ich ihm etwas weggenommen hätte. Etwas, das tief in seinem Inneren verankert war und das er nie hergeben wollte.

»Danielle: Wir haben mit der Zeit gelernt zu vergessen. Ich kann dir nicht alle Umstände nennen, die damals geschehen sind. Ich weiß nur, dass wir heute noch damit leben müssen. Du hast es gesehen.«

Ich denke an die Menschen, die sich auf ihre Stäbe

stützen, um stehen zu können. Ians Schwester erscheint vor meinen Augen. Obwohl ich ihren Körper nie gesehen habe, kann ich ihn ohne Beine vor mir erkennen und begreife, was er meint. Doch es fällt mir schwer, dies auf die Bürger meines Landes zu beziehen. Gleichzeitig wird mir bewusst, dass zumindest einige meiner Insel genau das wollen, was ich zu verhindern versuche und was Jeremy in seinem Innersten fürchtet. Mein Magen krampft sich zusammen und ich muss seinen Inhalt mehrfach herunter schlucken, um mich nicht zu übergeben.

Jeremy sieht mich aus kleinen Augen fragend, vielleicht misstrauisch an. »Alles okay?«

Mit einem Würgen in meinem Hals hebe ich die rechte Hand. »Ja, es geht schon, danke.« Wieder sieht er mich aus schmalen Lidern heraus fragend, fast prüfend, an und ich möchte ihm meine Gedanken deutlich machen. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich das noch will.«

»Was willst du nicht?«

»Ich sagte: Ich bin mir nicht mehr sicher. Ich weiß nicht, ob ich wirklich um Hilfe bitten soll.«

Er reibt sich mit einer Hand am Kinn. »Warum solltest du es nicht mehr wollen? Du kannst vielleicht einen Krieg verhindern.«

Ich schaue mit so festem Blick, wie ich ihn zustande bekomme, in seine Augen. »Und wenn nicht? Was ist, wenn ich den Krieg dadurch erst hierhin bringe? Was wäre, wenn ich durch mein Flehen um Hilfe den Krieg auf den Rest des Kontinents verteile? Vielleicht sind die Armeen in meinem Land durch ihren eigenen Kampf so geschwächt, dass sie nicht angreifen können und alles

hätte sich von allein erledigt. Möglicherweise wollen andere helfen und ziehen den Zorn des wahrscheinlichen Siegers dieses Kampfes in meinem Land auf sich. Dann passiert hier genau das, was du befürchtest. Und ich befürchte, dass es genau hier beginnt.« Erneut versuche ich, den Kloß in meinem Hals herunterzuschlucken. Es gelingt mir nicht wirklich.

Jeremy schüttelt den Kopf. »Danielle. Deine Zweifel kommen zu spät! Deine Begleiterin wird weitermachen, wenn du aufhörst. Du kannst dich nur entscheiden, auf wen du dich mehr verlässt. Mrs. Biel wird nicht aufhören, so wie du. Sie ist bereit, deinen Platz einzunehmen. Euer Schauspiel gestern war gut, aber nicht gut genug.«

Ertappt senkte ich meinen Blick und muss abermals zugeben: Er hat recht.

»Was meinst du, wie der wahrscheinlichste Ausgang eures eigenen Krieges aussehen wird?«, fragt er.

Wenn ich ehrlich bin, glaube ich nicht daran, dass der General in der Lage sein wird, lange gegen Sami bestehen zu können. Er hat zwar die Luftabwehr auf seiner Seite, aber bei solch einem Unentschieden wird wahrscheinlich die größere Armee gewinnen. Vor allem, wenn sie gleich um zweihunderttausend Mann größer ist!

»Ich befürchte, dass derjenige gewinnen wird, der den Krieg erneut entfachen will.«

Jeremy nickt zustimmend, beugt sich leicht nach vorn und sieht wieder auf die Feuerstelle. »Und dann fragst du dich allen Ernstes, ob du um Hilfe bitten solltest?«

Schon fast frustriert lache ich leicht auf. »Ich muss dir



Recht geben, aber wer redet denn schon mit einer Achtzehnjährigen, die bis vor kurzem noch nicht mal wusste, wie diese Insel hier heißt?«

Jeremy richtet sich auf und wendet sich mir erneut zu. Er sieht mir durchdringend in die Augen. Sein Blick wirkt ernst und fordernd. »Danielle, warum bist du hier?«

»Das habe ich dir doch schon gesagt.«

»Nein, hast du nicht. Ich will wissen, warum ausgerechnet du hier bist.«

Jonas fragte mal etwas Ähnliches und ich kann mich gut an das Ergebnis der anschließenden Diskussion erinnern.

»Wie ich schon sagte: Ich bin mir da gar nicht so sicher, aber wahrscheinlich, weil ich alle Hintergründe kenne und weil ich entbehrlich bin.«

Jeremy schüttelt den Kopf und lacht auf. »Das glaubst du wirklich?«

»Ja sicher. Ich kenne wahrscheinlich alle Details, sogar die meisten militärischen. Wen sonst hätte General Mills schicken sollen, wenn er auf keinen seiner Leute verzichten kann?«

Jeremy schüttelt erneut den Kopf. »Was ist denn mit Mrs. Biel? Sie hat keine Ahnung von alledem? Sie ist unentbehrlich? Deine Begleiterin ist wahrscheinlich eine Diplomatin, so wie sie uns zu manipulieren versucht, aber dieser General hat dich ausgesucht. Was meinst du, warum?«

Jeremy trifft einen Nerv in mir, den ich noch nie zuvor bemerkt habe. Dieser Punkt schmerzt nicht, er bringt

mich dazu, über diesen Weg aus einer anderen Perspektive nachzudenken. Dennoch kann ich die Frage nach dem Warum weder ihm noch mir selbst beantworten.

»Ich habe keine Ahnung.«

Der Sprecher des Dorfes beginnt zu grinsen. »Ich schon. Du denkst nicht diplomatisch, spielst keine Spielchen. Du siehst viele Dinge nur in Schwarz und Weiß. Das macht dich für ihn zur perfekten Botschafterin. Du vermittelst deinen Verhandlungspartnern, wenn du denn welche findest, die Sicht eines Einwohners deines Landes, nicht die eines Diplomaten oder Militärangehörigen. Du wirst nicht großartig verhandeln, sondern wirst Forderungen stellen, die vielleicht für alle Seiten Vorteile bringen.«

Wie kommt er auf das alles? Sicher, er hat recht, was das Militärische anbetrifft. Genau auf diese Art hat auch General Mills argumentiert. Anders formuliert, doch inhaltlich gleich. Doch wie kann der Mann neben mir so schnell meine Art bestimmen? Der General konnte alle über mich gesammelten Daten einsehen. Jeremy kennt mich nicht mal 24 Stunden und weiß praktisch gar nichts über mich. Und doch beschreibt er mich, wie ich mich selbst seit dem Gespräch mit dem Oberhaupt der Armee meines Landes sehe.

Ich schüttele den Kopf, um meine Gedanken zu ordnen und mich wieder auf Jeremys Aussage zu konzentrieren. »Forderungen sind nicht unbedingt das, was ein Hilfesuchender stellen sollte.«

Er schürzt die Lippen und nickt. »Und doch sind sie das Einzige, was dich zu deinem Ziel führen wird. Du

darfst es nur nicht übertreiben. Schildere ihnen dein Leben. Erkläre ihnen, warum du dich entschieden hast, Hilfe zu holen und mache ihnen gleichzeitig klar, dass alles nicht um jeden Preis geschehen darf.«

»Und was ist, wenn sie die Situation ausnutzen und mein Land einfach überrollen?«

»Dann hast du das gleiche Problem wie vorher: Dein Land wird nicht mehr so sein, wie es war, bevor es zu euren Problemen kam.«

Was ich auch mache: Es könnte sowohl falsch als auch richtig sein.

Ich hasse es!

Ich hasse diese Situationen, in denen ich mit einer einzigen Handlung sowohl alles richtig und gleichzeitig genauso viel falsch machen kann. Vor allem aber hasse ich den Mann, der unser Land und damit auch mich in diese Situation gebracht hat.

Sami will Krieg, ich den Frieden. Alles, was passiert, hängt von meiner Entscheidung ab. Er hat seine getroffen und ich muss für mich selbst beurteilen, ob ich das Risiko eingehe, unser Land vielleicht einem Gegner auszuliefern, der nur darauf wartet, sich auch den verbliebenen Rest der Gemeinschaft zu nehmen.

Ich kann Mick jetzt verstehen, als er sagte, er könne meinen Weggang nicht zulassen. Er hat die Gedanken, die ich jetzt habe, wahrscheinlich schon viel früher durchlebt. Der Bote hat sofort das Risiko gesehen, welches mir jetzt erst bewusst wird. Nun verstehe ich seine vermutlichen Beweggründe und kann sie nachvollziehen.

Frustriert atme ich tief ein. »Ich kann mich noch nicht durchringen, diese Entscheidung zu treffen. Es ist alles so verwirrend.«

Der Sprecher des Dorfes presst kurz die Lippen zusammen. »Du hast nicht ewig Zeit.«

Ich nicke, doch ich brauche einfach mehr davon. »Wäre es möglich, vielleicht noch ein paar Tage hier zu bleiben und darüber nachzudenken?«

Jeremy steht auf, nimmt meine Hand und zieht mich sachte auf die Beine. Er legt seine Hände auf meine Schultern und blickt mir tief in die Augen. »Ich mache dir einen Vorschlag: In zwei Tagen kommt Sean, Ians Vater, aus Glasgow zurück. Wenn er sich ausgeruht hat, wird er euch tags darauf dort hinführen. Bis dahin solltest du wissen, was du tun willst.«

»Glasgow ist die große Stadt, von der Ian sprach, oder?«

»Ja. Und sie sollte dein Ziel sein!«

Tief durchatmend nicke ich, während mein Blick auf den Boden gleitet. Doch eines will ich noch wissen, bevor ich wieder zurück zum Haus gehe. »Wie kommt es, dass du mich so gut einschätzen kannst?«

Ein Schmunzeln legt sich auf Jeremys Lippen. »Du hast mir von deiner Zeit aus dieser Siedlung erzählt und berichtet, was du alles danach versucht und getan hast. Das ist ziemlich kompromisslos und geradlinig. Ich habe ein wenig geraten, doch anscheinend den richtigen Riecher gehabt.«

Cassandra bereitet gerade ein Frühstück vor, als Jeremy und ich zurück ins Haus kommen. Als sie meinen Blick bemerkt, der anscheinend immer noch grübelnd erscheint, sieht sie abwechselnd Jeremy und mich fragend an.

»Ist irgendwas passiert?«

»Ihre Begleitung wird sich gerade der Tragweite ihrer Aufgabe bewusst«, antwortet ihr Jeremy knapp. Ich bin ihm dankbar für seine Erklärung. Selbst hätte ich es ihr nicht beibringen können. Jeremy hat mir klar gemacht, dass Cassandra meinen Platz sofort einnehmen würde und ich will diese Entscheidung selbst treffen.

Der Hunger, der sich mittlerweile in meinem Bauch bemerkbar macht, lässt mich angesichts des duftenden Tees und des Brotes kurz meine Gedanken vergessen und ich setze mich an den Tisch.

Jeremy nimmt mir gegenüber Platz und strahlt förmlich zu Cassandra. »Es ist lange her, dass mir jemand mein Essen bereitet hat.« Ohne auf eine Antwort zu warten, greift er zu.

Meine Begleiterin lächelt zufrieden und gießt uns allen Tee ein. Ihr Blick bleibt bei mir. »Und? Darf ich erfahren, was du denkst?«

Kurz presse ich die Lippen zusammen. »Ich frage mich, wie ich vorgehen soll.«

Cassandra zieht die Stirn kraus. Anscheinend ist sie sich nicht sicher, was sie mit dieser Aussage anfangen soll. Nach einigen Augenblicken setzt sie sich zu uns an den Tisch und bedient sich am Brot. »Ich denke, das

solltest du entscheiden, wenn es soweit ist.«

Etwas frustriert atme ich mit gepressten Lippen hörbar ein.

»Dann ist es vielleicht zu spät. Ich sollte schon vorher genau wissen, was ich will, um entsprechend meine Forderungen stellen zu können. Das Schlimme ist nur: Ich bin mir noch nicht sicher, was ich genau fordern werde.« Zwar weiche ich ein wenig vom Thema ab, doch ich meine genau das, was ich sage. Vielleicht sollte ich mehr fordern, als ich eigentlich will. Das Problem ist dann nur, dass ich eventuell zu weit gehe und ein Zurückrudern nicht mehr akzeptiert wird. Stelle ich aber lediglich die Forderungen, die ich habe, wird man versuchen, mich herunterzuhandeln auf etwas, was zu wenig für uns sein wird.

Jeremy zieht eine Augenbraue hoch. »Dann fordere nichts, außer Frieden. Lass deine Verhandlungspartner zuerst ihre Bedingungen stellen und entgegne dann deine.« Er streckt den Rücken durch. »Danielle: Du bietest Frieden an. Was sollten sie großartig fordern, das du nicht akzeptieren oder zumindest zurück in richtige Bahnen lenken könntest?«

Cassandra nickt zufrieden lächelnd und legt eine Hand auf Jeremys Schulter. »Sehr richtig. Selbst Diplomat?« Der sarkastische Unterton ist nicht zu überhören.

Jeremy stützt sich mit den Unterarmen auf den Tisch und wendet seinen Kopf zu der ehemaligen Sprecherin meiner Siedlung. »Mrs. Biel: Sie sind wahrscheinlich die Führerin irgendeiner Verhandlungsgruppe oder eines Rates.« Seine Stimme ist ruhig, doch bestimmend.

»Dass Sie Diplomatie regelrecht leben, kann jeder feststellen, der schon mal versucht hat, bei Kindern einen Streit zu schlichten. Ich selbst kläre jede Auseinandersetzung dieser Gemeinschaft hier. Nicht, dass es oft vorkommt, aber auch bei uns ist man nicht immer einer Meinung. Deshalb meine Bitte: Behandeln Sie mich nicht von oben herab.«

Cassandra nickt mit gesenktem Blick, presst die Lippen zusammen und beginnt ein zerknirschtes Lächeln zu zeigen. »Das habe ich nach meinem Auftritt gestern verdient, oder?«

Jeremy sagt keinen Ton, sieht sie aber ernst von der Seite an. Deutlich kann ich erkennen, wie unangenehm ihr dieser Blick ist, denn Cassandras Augen wandern hin und her. Sie kann seinen Blick offenbar nicht erwidern. Nie hätte ich vermutet, dass jemand so einschüchternd auf sie wirken könnte, wie es jetzt Jeremy Whitmark anscheinend tut. Oder spielt sie auch diesmal?

»Kann man sich hier irgendwo frisch machen?«, unterbreche ich die lange Stille, die lediglich durch das Schlürfen des Tees gestört wird.

»Hinter jedem Haus ist eine Pumpe. Dort kannst du Wasser holen und dich dann im Haus waschen. Zum warm-machen musst du es nur auf den Ofen stellen.« Jeremy sieht mich nachdenklich an. Es scheint so, als ob er sich selbst fragt, ob er mir zutrauen kann, was er am Unterstand vorgeschlagen hat. Ich kann nicht anders, als seinem Blick standzuhalten. Ich muss eine Entscheidung treffen. Und das bald. Cassandra macht mit ihren Angriffen auf ihn deutlich, dass sie nicht ewig auf eine

Aktion von mir warten wird. Sie ist bereit zu tun, was wahrscheinlich getan werden muss. Jeremy gibt mir Zeit. Nicht viel, aber immerhin. Von der ehemaligen Sprecherin meiner Siedlung bekomme ich keine. Sie will weiter. Ich erkenne es an den Angriffen auf den Mann mir gegenüber. Und ich kann nicht ausschließen, dass sie damit recht hätte.

Whitmark blickt durch das Fenster nach draußen. »Es fängt an zu regnen. Und wenn das der Fall ist, dann können wir froh sein, wenn wir nicht weggeschwemmt werden.« Er wirft mir einen vielsagenden Blick zu. »Wenn du weiter willst, dann solltest du etwas warten. Euer Kraftfeld hält das Meerwasser warm. Dadurch sind die Niederschläge im Winter besonders heftig. Ich schlage vor, du beziehst in Seans Haus Quartier, bis es vorbei ist. Linda, Ians ältere Schwester wird sich sicher über etwas Hilfe im Haushalt freuen.«

Cassandra tupft sich den Mund ab und steht auf.

»Okay, dann wollen wir mal.«

Noch bevor sie den ersten Schritt machen kann, legt Jeremy direkt eine Hand auf ihren Arm. »Sie nicht, Mrs. Biel. Sie bleiben in meinem Haus. Ians Zuneigung bezieht sich auf Danielle. Und ich schicke niemanden zu meinen Enkeln, den sie nicht voll akzeptieren.«

Cassandra sieht ihn mit großen Augen genauso fragend an wie ich. Jeremys Argumente sind einleuchtend, dennoch macht unsere Trennung für mich nur Sinn, wenn er nicht will, dass wir unsere Gedanken austauschen. Warum will er das nicht? Jeremys Blick verrät mir, dass seine Entscheidung endgültig ist. Ich wage



nicht, ihm zu widersprechen. Selbst nach dem Warum mag ich nicht fragen. Mit flauem Gefühl im Bauch stehe ich langsam auf und gehe zur Tür.

»Ich komme gleich nach und bringe frische Kleidung, die dir passen dürfte.«

\*

Linda, Ians vielleicht achtjährige Schwester, hat mir das Wasser, das ich draußen geholt habe, auf dem Ofen warm gemacht. Er ist nichts weiter als eine aus Stein gemauerte Feuerstelle, die ihren Zweck jedoch hervorragend erfüllt. Ich wasche mich und ziehe die Kleidung an, die Jeremy vorbeigebracht hat. Er kam, als ich gerade Wasser holte und war sofort wieder weg. Irgendwie habe ich das Gefühl, dass er diesen Moment abgepasst hat.

Ians große Schwester bittet mich anschließend, ihr beim Zubereiten der Mittagsmahlzeit zu helfen. Die meisten Zutaten kenne ich gar nicht, weshalb ich einfach ihren Anweisungen folge.

»Du bist komisch«, sagt sie plötzlich.

Verwirrt sehe ich zu ihr. »Was denn? Mache ich etwas falsch?«

»Du bist erwachsen und kannst nicht kochen.«

Ich habe tatsächlich keine Ahnung, was ich mit den Zutaten anfangen soll, aber dass es diesem Kind sofort auffällt und es mich sogar noch direkt darauf anspricht, damit hätte ich nicht gerechnet.

»Bei uns haben wir andere Zutaten.« Eine Notlüge.

»Aah, okay«, antwortet das Mädchen knapp und fängt

an, das Essen auf den Tellern zu verteilen.

»Wie heißt du eigentlich?«, fragt sie fast beiläufig.

»Sag Dan zu mir.« Auch wenn ich bei gewissen Personen darauf achte, wer mich mit meinem richtigen Namen ansprechen darf, so denke ich, dass Linda mich ruhig mit meinem Spitznamen ansprechen kann, wie es meine wenigen Freunde taten.

Linda nickt lächelnd und macht einfach weiter das Essen bereit. Ich bin erstaunt und doch stolz auf die Kleine. Sie händelt den Haushalt, als ob sie nie etwas anderes gemacht hat. Alles, jede Bewegung, jede Handlung scheint absolut selbstverständlich für sie zu sein. Sie agiert rein instinktiv. Kein Abschmecken der Mahlzeit, um zu wissen, dass sie schmeckt. Kein Finger-schlag, den sie vorher zu überlegen scheint. Sie ist erwachsener, als ich es noch vor einem Jahr war.

Unser Mittagessen ist eine Art Fischsuppe, von deren Anblick mir beinahe der Appetit vergeht. Der Geruch sticht in meiner Nase und wie schon heute Morgen kommt Übelkeit in meinem Magen auf. Aus Höflichkeit esse ich einen Löffel davon und bin überrascht, wie gut das schmeckt. Nichts gegen Eva Sellmanns Abendessen in Belfast, aber dieses Mahl ist würdig, in eine ähnliche Kategorie eingestuft zu werden. Und das von einer Acht-jährigen!

Nach dem Essen stellt sich Ian direkt vor mich und strahlt mich aus seinen dunkelbraunen Augen heraus an. »Wollen wir etwas spielen?«

Ich kann ihm diesen Wunsch nicht abschlagen. Ich habe selbst Lust, auf andere Gedanken zu kommen und

was bietet sich da mehr an, als Spiele mit einem kleinen Jungen zu bestreiten, dessen Herz derart offen steht?

»An was hattest du gedacht?«

»Domino.«

Ich kenne dieses Spiel nicht, willige trotzdem ein. Ian erklärt es mir, doch ich muss mir eingestehen, dass es mich nach nur wenigen Momenten, nachdem ich es verstanden habe, langweilt. Natürlich würde ich es ihm niemals sagen, denn ich will kein Kind enttäuschen. Vor allem diesen Jungen nicht. Doch Ian ist schlau und er hat die Beobachtungsgabe seines Großvaters geerbt. Er bemerkt meine Langeweile, obwohl ich versuche, sie so heimlich wie möglich zu halten.

»Kannst du Schach?«, fragt er mich nach einem Spiel, das mir auf eine andere Art nahekommmt, als er es überhaupt vermuten kann.

»Ein wenig«, lächle ich ihm zu und er holt sofort Spiel-figuren aus einem Schrank, baut sie für uns beide auf und beginnt, die Züge zu erklären, die eine jede Figur gehen darf. Linda stellt sich zu uns und sieht mir über die Schulter.

»Ich kann ihn schon seit einem Jahr nicht mehr schlagen. Er ist fast so gut wie Großvater.«

Unwillkürlich muss ich grinsen, kann es jedoch nach einem Augenblick zu einem Lächeln reduzieren. Zumindest erfahre ich etwas über Taktik. Keine für das Schlachtfeld, aber eine, die mich meinen Gegner genauer lesen lassen könnte, wenn ich sie verstehe.

Ians große Schwester erklärt mir, dass es darauf ankommt, den nächsten Zug seines Gegners

vorauszusehen. Die eigenen Züge sind dabei genauso wichtig, denn sie zwingen den Gegner zu eigenen Handlungen. Man sollte nur erkennen, wann der Gegner einen selbst zwingt, die Züge nach dessen Vorstellungen zu machen.

Mir wird bewusst, was Jeremy wollte, als er mich alleine hierherschickte. Es war eine Trennung von jemandem, der analytisch weiß, was er will. Cassandra hat sich ihren Weg schon zurechtgelegt und schiebt mich in die Richtung, die sie selbst bevorzugen würde. Ihr Schachspiel ist bis zum letzten Zug festgelegt. Hier lerne ich gerade, dass selbst ein Kind jeden Zug vorausberechnen und mich dazu zwingen kann, meine Pläne neu zu überdenken. Ob Jeremy tatsächlich an Schach gedacht hat, kann ich nur ahnen, aber er wusste offenbar, dass Ian in der Lage sein würde, mir eine Situation bewusst zu machen, die mehr erfordert als Zweifel: Eine Gegenaktion auf eine Aktion. Dieser kleine Junge und sein Spiel stehen symbolisch für mein Handeln. Sehe ich allem tatenlos zu, so verliere ich alles. Überdenke ich meinen nächsten Zug nicht, werde ich mattgesetzt. Ich muss dieses Spiel bis zum Ende spielen und darf meine Wachsamkeit nicht verlieren.

Ich denke, Jeremy hatte recht damit, uns zu trennen, und so beschließe ich, zumindest heute keinen Kontakt mehr zu Cassandra aufzunehmen, obwohl sie dies sicher erwarten würde. Wir sollten uns absprechen, was die weitere Vorgehensweise anbetrifft. Doch ich befürchte, dass dabei noch mehr Zweifel in mir aufkommen. Nein, ich muss mir erst bewusst werden, was ich wirklich will

und wie meine eigene Strategie aussehen sollte.

Nach unserer achten Runde gähnt Ian unverblümt und ich merke, dass es draußen stockdunkel ist. Linda hat bereits mehrere Kerzen aufgestellt, damit wir weitermachen können.

»Wie lange haben wir gespielt?«, frage ich sie.

»Susan hat zweimal zu essen bekommen.«

Wirklich schlauer bin ich jetzt nicht.

»Oh, so spät schon«, weiß Ian mit der Aussage seiner Schwester mehr anzufangen und steht auf. »Danke, dass du so lange durchgehalten hast! Außer Großvater spielt hier niemand dieses Spiel mit mir.«

Wieder kann ich ein Lächeln nicht vermeiden, doch es ist Stolz, der es hervorbringt. Ich bin stolz auf den Jungen mir gegenüber, der ein Spiel beherrscht, das selbst viele Erwachsene nicht verstehen.

»Kannst du nicht doch hierbleiben?«, fragt mich Ian plötzlich leise und doch frei heraus. Die Traurigkeit in seinen dunklen Augen bricht mir fast das Herz.

»Ian, ich muss gehen. Bleibe ich hier, wirst du vielleicht nicht mehr viele solcher Spiele spielen können.« Unmittelbar nachdem ich diese Worte gesprochen habe, begreife ich, dass meine Entscheidung längst steht.

Ian senkt den Kopf. »Wenn du bleibst, können wir doch immer spielen. Wenigstens, wenn keine Arbeit wartet.«

Sein Versuch, mich hier zu halten, trifft mein Innerstes. Am liebsten würde ich seinen Wunsch erfüllen und mein Leben hier fortsetzen. Was habe ich zu verlieren? In meinem Land wartet niemand mehr auf mich, der

mich mehr braucht als dieser kleine Junge, den ich erst seit einem Tag kenne. Aber dafür muss ich erst dafür sorgen, dass es diese Zukunft überhaupt gibt. Zumindest muss ich es versuchen.

Ich knie mich vor ihn und nehme Ian in den Arm. Den aufkommenden Kloß in meinem Hals schlucke ich hart herunter. »Ich würde auch gerne bleiben, ...« Ich lege meine Hände auf seine Schultern. »... aber in meinem Land leben einige Menschen, die euch nicht in Ruhe lassen wollen. Ich muss versuchen, sie davon abzuhalten. Deswegen muss ich gehen.«

Seine Augen werden groß. »Du willst für uns kämpfen?«

Kurz schließe ich die Augen und schlucke hart. »Das werde ich, wenn es sein muss.«

Er nimmt mich in den Arm, drückt mich fest an sich und atmet tief durch. Er benimmt sich wie ein Erwachsener, der begreift, dass etwas Endgültiges vor ihm liegt. Vorsichtig löse ich mich aus seiner Umarmung und sehe ihm tief in die Augen. Sein Blick ist traurig, aber ich glaube, auch Dankbarkeit zu sehen.

»Wo schlafe ich eigentlich?«

Diese Frage ist zwar nicht wirklich wichtig, aber sie befreit mich aus der unangenehmen Situation, einen Jungen, der seine Mutter verloren und mich mögen gelernt hat, weiter zu enttäuschen. Ian wischt sich die Tränen aus dem Gesicht und blickt an mir vorbei in das Nebenzimmer.

»In meinem Bett.« Lindas Stimme kommt genau aus diesem Raum. »Ich schlafe im Zimmer meiner Eltern.«

Ich bin froh, dass sie mir ihr Bett zur Verfügung stellt.  
In dem von Ians Mutter will ich nicht schlafen und damit womöglich noch mehr Hoffnungen in dem Jungen wecken.